

Vergangene Tage [Fortsetzung]

Autor(en): **Hügli, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **7 (1903)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575431>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

❖ Vergangene Tage. ❖

Novelle von Emil Hügli, Chur.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

So träumten sie, und einmal gedacht, wurden sie den Gedanken nicht mehr los. Auch diesmal fand Mathilde zuerst die tastenden Worte; sie sagte leise zu Adalbert, indem sie mit ihrer Hand unbestimmt in die Frühlingsnacht hinausdeutete: „Bert, Liebster! Wenn das wahr werden könnte, einmal mit dir so ins Weite zu ziehen, einmal, nur einmal den Traum erleben dürfen, du seiest mein, ganz mein... Ja, du — laß uns fliehen, wenn auch nur auf kurze Zeit... Wie wollte ich zufrieden sein und niemals mehr klagen! Denn alsdann würde ein Glück in mir wohnen, das nichts mehr, niemand auf der Welt mir nehmen kann. Mag darauf auch das Härteste kommen, wirst du von mir gehen: ich will's doch ertragen; das Erinnern wird mir alles tragen helfen und das Rettungsboot sein, ohne das ich versinken müßte...“

„Ein Rettungsboot, ohne das auch ich versinken müßte,“ fuhr Adalbert mit ernstester Innigkeit fort... „Auch ich habe dieses Boot nötig, vielleicht nötiger noch als du, um nicht im Alltagsumpf unterzugehen. Sieh, was du mir sagst, das hab' auch ich mir eben im Herzen überlegt, und ich habe nach Worten gesucht, wie ich dir den Traum gestehen wolle... Nun erzählst du ihn mir, Mathilde, eine bessere Antwort gibt es nicht! Als ob wir noch tun könnten, wie wir wollen! Nein, wir müssen tun, wie unsre Sehnsucht will...“

Nach einer kleinen Pause stand Adalbert von der Bank auf und sagte: „Ja, der Traum soll wahr werden! Vertraue nur auf mich und halte dich bereit. Unse Tage hier sind gezählt; es kommt für uns die Ewigkeit, und nach ihr mag kommen, was da will, unser Leben ist geweiht...“

Er schwieg, und nun erhob sich auch Mathilde, die

weltverloren seinen Worten gelauscht hatte. Stürmisch warf sie sich ihm an die Brust, und wie mühsam unterdrücktes Gejubil erklang tief aus ihrem Busen ein quellendes Schluchzen.

Als sie sich spät in der Nacht trennten und Adalbert allein seines Weges schritt, kam ein Gefühl über ihn,

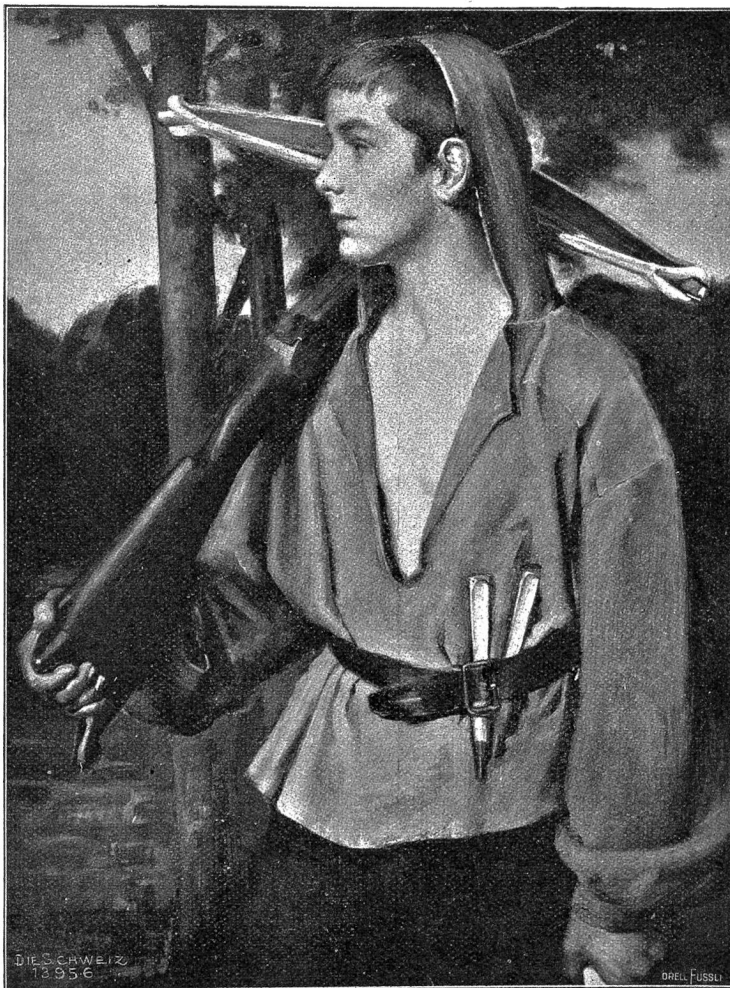
wie er es — trotz allem, was er in diesen Monaten an Herzenswirren durchgemacht — noch niemals empfunden hatte: so konnte es einem armen, lebenshungrigen Menschen ein, der lange Jahre hindurch sein Brot in unausgesetzter Arbeit verdienen mußte und der nun, von dem niegeträumten Glück überrascht, plötzlich mit befreiendem Reichtum überschüttet wird.

Ein unendlicher Uebermut, für den das Weltall ihm noch zu klein erschien, erfüllte ihn ganz und spannte jede Sehne seines Leibes, jede Faser seines Denkens zu großer, allmächtiger Lebenslust an. Weifen, jauchzen, singen hätte er mögen, alles miteinander; aber all die Freude mußte er in sich verschließen, ob sie ihn auch schier zu zersprengen drohte.

In dieser hochgespannten Gemüts-

verfassung wägte er nicht nach Hause zu gehen; er wußte wohl, dieses Glücksgefühl ließ sich nicht dämpfen, er hätte Anna damit nur beleidigt, verschüchtert. Sie hatte ja wohl auch sonst nichts weniger gut verstanden als seine tolllustigen Stimmungen, selbst wenn sie deren Ursache kannte; wie viel weniger hätte sie ihn jetzt begreifen können!

So schlug er trotz der schwarzen Nacht den alten Feldweg ein, der ihm Mathilde zum ersten Mal und nun wieder geschenkt hatte. Den Filzhut in der Hand tragend, ließ er den warmen Frühlingswind in seinen Haaren wühlen, während er unentwegt dahinschritt.



Junger Schweizer. Nach dem Gemälde von Ottilie W. Koederstein, Zürich-Frankfurt a. M.
Von der Künstlerin der Stadt Zürich geschenkt.

Heute flogen seine Gedanken und Phantastien nicht zurück in alte oder jüngste Vergangenheit, sondern hinaus in die Zukunft, die so nah vor ihm stand: er brauchte nur ein Zauberwort zu sprechen, so wurde sie herrliche Gegenwart. Er konnte nicht mehr an sich halten, die Luft spannte seine Kehle, und wie um die Wahrheit seines Denkens mit den Ohren zu prüfen, rief er in die Nacht hinaus ihren Namen: „Mathilde!“

„Thilde!“ rief es ihm gleich darauf entgegen, daß er fast erschrocken wäre. Das war das Echo von den Felsenhängen des Hochberges, von dem ihn der laut rauschende Strahlfluß trennte. Hier — eine Viertelstunde weiter, als wo der ihm bekannte Steinhäufen lag, war eine wilde, vereinsamte Gegend. Selbst an den heitersten Sonnentagen sah es da düster und schaurig aus. Zwischen und rauschend schoß das graue Bergwasser am Fuß des steil aufsteigenden Felsengebirges dahin, das nur an den plattern Stelen von grünem Moossteppich und windzerrissenen Föhren bekleidet war.

Hierseits zog sich dorniges Niederholz dem sandigen Ufer entlang. Jetzt in der düstern Nacht vermochte Adalbert alles nur in gespenstisch wogenden Schatten zu erkennen, während ihm die tosenden Wellen die Ohren mit ihrem Brausen füllten.

Das war die Gegend, die seinem lothenden Blut und seinen hastenden Gedanken ein beruhigendes Gegengewicht verleihen konnte; sichern Mutes ließ er sich auf einen Stein nieder und gab sich dem Eindruck der einsamen nächtlichen Wildnis hin. Vor ihm flossen binnen weniger Sekunden hundert und tausend Wellen vorüber, keine vermochte er zu erkennen, nur ihr hastiges Stürmen und Lärmen vernahm er. Und er dachte: So ist das Leben des Menschen, eine ruhelose Welle in finsterner Nacht, eine Woge, die nicht weiß, woher sie kommt, noch wohin sie geht, und die nur selten von einem matten Strahl mit schnellem Leuchten gestreift wird... Allein auf seine Lebenswelle sollte nun das sonnenhelle Licht eines großen Glückes fallen. Nein, er war nicht der Narr, sich ängstlich vor dieser Helle zu

fürchten! Sobald es irgend anging, sollte geschehen, was sie sich gelobt und versprochen hatten. Morgen schon wollte er Anna von einem Reiseplan erzählen, und in zwei, drei Tagen sollte der Traum, dessen vergangene Stunden auch schon gezählt waren, zur Wahrheit werden!

Und eines schien ihm gewiß: wenn irgend etwas ihn berechnete, sich einmal ganz dem schlürfenden Genießen hinzugeben, so war es der überreiche Ertrag seines ununterbrochenen winterlichen Schaffens. Wie manche große Arbeit hatte er in dieser Zeit begonnen und vollendet! Was sonst als das Werk von Jahren

galt, hatte er in diesen ohnehin vom Tageslicht nicht sehr begünstigten Monden vollbracht.

Das Gemälde, das er damals beim lebhaften Gedanken eines Wiedersehens konzipiert hatte, sein „Bergschloß im Glanz der Mitternacht“ war schon seit Wochen vollendet und hatte bereits durch die Vermittlung von Jonas Held, der es einmal gesehen, einen vornehmen Käufer gefunden. Es befand sich zwar noch immer im Atelier, da Adalbert, sich selbst zur Erinnerung, eine Kopie davon anfertigen wollte. Auch sonst fiel es ihm schwer, das Gemälde, das für ihn der Spiegel einer schönen Zeit bedeutete, so rasch aus der Hand zu geben. Ihm war, als ginge damit ein Stück seines Lebens fort.

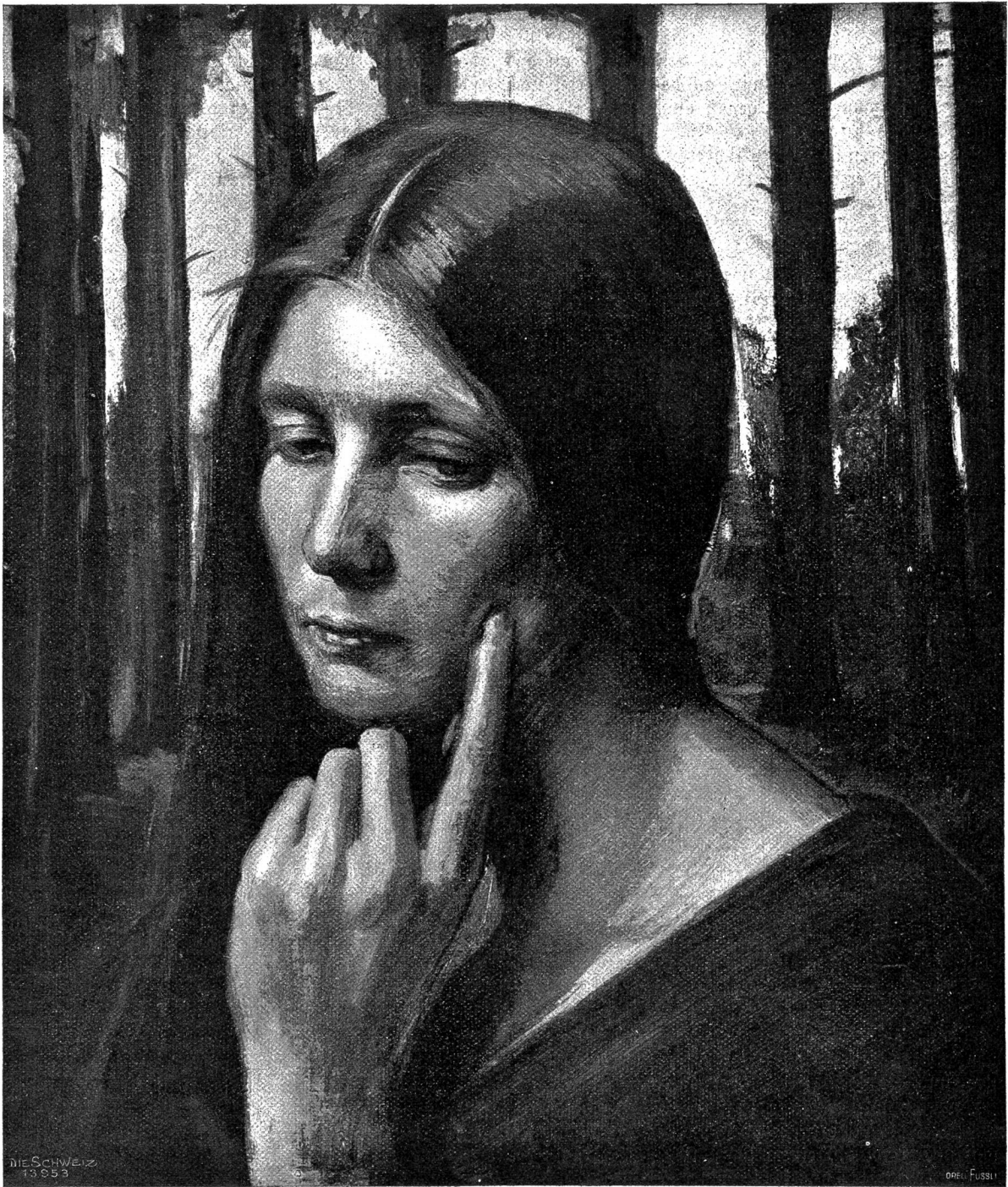


Die Geschwister. Nach dem Gemälde von Dittlie W. Roederstein, Zürich-Frankfurt a. M.

manch andere entstanden; da gab es solche, die ihrer Vollendung entgegengingen, und solche, die bereits den letzten Pinselstrich erhalten hatten. Wie Adalbert im Geist diese Ernte überschaute, da war ihm, als wäre er durch Wunderkraft gestärkt und bereichert worden; denn auch soviel sah er des Bestimmtesten ein, seine Kunst hatte in kurzer Zeit einen schier unglaublichen Fortschritt gemacht.

Ohne eigentliches Wollen und Wissen war das Kolorit seiner Bilder lebhafter, gesättigter und tiefer geworden. Außer dem winternächtlichen befanden sich in seiner Werkstatt Gemälde, die, in Tageshelle leuchtend, gleichsam den reinen Glanz intensiver Glücks-

Neben dieser Arbeit war aber noch



Melancholie. Nach dem Gemälde von Dittlie W. Koebenstein, Zürich-Frankfurt a. M.

erinnerung widerstrahlten. Da war eine sonnengold-
übergossene Sommerlandschaft mit anmutigen Putten,
die sich auf prächtiger Wiese tummeln. Wieder ein
anderer Vorwurf atmete hohe reine Hochgebirgsluft und
gab mit dem klaren, tief ins Bild steigenden Himmel
und den zauberhaften Fernwirkungen des Schneegebirgs
eine hohe Stimmung erdbefreiter Seligkeit wieder. Ein
wunderbar farbenklares Bild stellte eine stille Seebucht
dar, in der sich ein ferner, schneegekrönter Berg herrlich
spiegelt; ein Kahn liegt still im Schilf und scheint der

Fröhlichen zu warten, die er auf den weiten See hin-
austragen soll. Bei all diesen neuern Arbeiten machte
sich eine herrliche Frische in der Wiedergabe der farbigen
Erscheinungen geltend, sodaß es Adalbert selbst oft war,
als atmete er angesichts dieser bildgewordenen Träume
eine reine, kühle Höhenluft der Kunst, wie er sie sonst
nicht gekannt.

Während er in die Nacht hinauslugte, sah Adal-
bert so die Resultate seiner Arbeit vor sich, und immer
wieder kam ihm der Gedanke: sie, Mathilde war es

ganz allein, der er dies Wachstum verdankte. Das Glück, das er mit ihr genossen, hatte seine Schaffenslust aufs äußerste erregt, und die Erinnerung an das Vergangene, wie späterhin auch an das, was erst noch kommen sollte, würde ihn gewiß auch für sein ganzes künftiges Leben befruchten.

Lange Zeit saß er nachdenklich träumend im Finstern da. Er schlug erst wieder den Heimweg ein, als der erste blasse Morgenschimmer fern hinter den Bergen empordämmerte. Da war ihm, als brächte ihn jeder Schritt der Erfüllung seiner Sehnsucht näher.

Freilich, eine bittere Stunde stand ihm noch bevor: der Abschied von Anna. Wie wird sie sich zur Mitteilung seiner plötzlichen Abreise verhalten? Was wird sie denken? Was erwidern? Wenn es ihm nur gelingen würde, ihr die Notwendigkeit dieser Reise im Interesse seiner Tätigkeit verständlich zu machen! Mit gutem Gewissen, so überredete er sich, konnte er ihr einen solchen Grund angeben; denn diese Fahrt sollte der unverstiegbare Quell einer begeisternden Erinnerung werden. Zudem war es auch gleichsam das Abschiedsfezt für ihn und Mathilde, das er damit feierte, das letzte Freudenmahl vor dem Ende: nachher würden sie auseinander gehen für immer, und sein Leben und seine Arbeit gehörte ganz allein wieder Anna.

Ja, mit diesem Gedanken durfte er ihr fest in die Augen schauen, während er von dem Reiseplan erzählte; dessen Ausführung würde Anna sicher wieder in den Besitz ihres Rechtes bringen. Nur noch diese letzte kurze Prüfung; dann konnte sie wiederum zu ihm in das Schiff seines Lebens steigen, und er wollte es steuern mit fester Hand, offen und wahr, ohne Wanken und ohne Klagen; denn er war doch einmal auf der Insel der Seligen gewesen.

Zu seinem Erstaunen fand Adalbert, als er endlich zu Hause ankam, die Tür nicht verschlossen. Wie er den düstern Gang entlang tappte, streifte ihn ein hier aufgehängter Regenmantel Annas, aus dem ihm ein Duft kühler, feuchter Frühlingsmorgenluft entgegenschlug, ein Duft, wie er ihn selbst an seinen Kleidern mit sich brachte.

Die Entdeckung berührte ihn unheimlich; allein er versuchte sich vorerst zu beruhigen, indem er sich sagte, er könne sich getäuscht haben. Er begab sich leise ins Wohnzimmer, und während er sich seines Mantels, des Hutcs und der Schuhe entledigte, machte er sich den Plan zurecht, wie er Anna in ihrem Morgenschlaf mit einem lieben Kuß überraschen und ihr von seiner törichtigen Nachtschwärmerei als einem jugendlichen Atavismus erzählen, sie beruhigen und ihr sodann von seinem Künstler-Reiseplan berichten wollte.

Wahrhaftig, wenn er in seinem Herzen richtig Nachschau hielt, so mußte er sich sagen, er hatte sie trotz allem noch immer lieb und würde sie gewiß noch lieber bekommen denn je, wenn er sich einmal noch einer freien Herrlichkeit hatte erfreuen können.

Mit heiterem und veröhnlichstem Mut schlich er den Korridor entlang nach dem Schlafzimmer. Die Tatsache, daß die Tür hier bloß angelehnt war, verwirrte ihn von neuem, und sein Mut sank rasch in sich zusammen, als er daselbst eine ganz andere Szene vorfand, als er sich vorgestellt hatte. Annas blondes Locken-

köpfchen guckte nicht, wie er sich gedacht, aus den weißen Rinnen ihres Bettes hervor: letzteres stand unberührt da; nur ihr schwarzer Winterhut lag darauf. Sie selbst saß im hellbraunen Sonntagskleid auf einem Stuhl am Fenster, den Rücken gegen den Zimmerraum gewandt und schaute durch die Scheiben nach der Straße.

Ihre Schultern gingen in raschem Tempo auf und nieder, als wogte ihr Atem heftig, von allzu raschem Gehen erregt.

„Anna,“ rief Adalbert beängstigt, „um Gottes Willen, was tußt du da, warum gingst du nicht schlafen, warum bist du nicht im Bett?“

Anna schien diese Frage erwartet zu haben; sie blieb sitzen, atmete hastig und gab keine Antwort. Adalbert schritt vorwärts, um ihr Gesicht zu sehen; als er die bleichen, übernächtigen Züge wahrte, den Hut auf dem Lager wieder mit den Augen streifte und sich des Mantels im Gang erinnerte, wurde ihm klar: auch sie war diese Nacht nicht zu Hause gewesen. Ein wahnsinniger Gedanke toller Eifersucht stieg in seiner überanstrengten Phantasie auf.

„Was,“ rief er mit heftig erregter Stimme, „du bist während dieser Nacht fort gewesen? Weib!“

Zimmer noch starrte Anna unbeweglich hinaus ins Morgendämmern; es hielt ihn nicht länger, schnellen Schrittes ging er auf sie zu: ihm war, als müßte er sie aus ihrer eiskalten Lethargie aufrütteln; er wollte sie an der Schulter fassen. Da schoß Anna, wie von der Viper gestochen, vom Stuhl empor, daß dieser dröhnend hinter ihr zu Boden fiel.

„Du, rühr' mich nicht an!“ schrie sie mit überreizter Stimme. . . „Ja, ich war draußen in der Nacht, wenn du es wissen willst — du warst es auch, hast keine Rechenschaft von mir zu fordern. . .“ Und sie raste, in heftiges Weinen ausbrechend, neben ihm vorbei zum Zimmer hinaus.

Wie vom Blitz getroffen, blieb Adalbert stehen. Eben da Anna sich erhob, hatte er auf ein paar Sekunden ihr Gesicht mit den tief verweinten Augen gesehen; diese Augen sah er jetzt wieder vor sich, und sie strafte ihn mit schweren Vorwürfen. Er hatte ihr Unrecht getan durch seinen beleidigenden Gedanken und schämte sich nun dessen: das waren die Augen einer in Angsten und Weinen verbrachten Nacht. . . und ihr brennender Schmerz mochte ihm gegolten haben!

Auf Sekunden betäubte ihm sein Gewissen den klaren Verstand. Wie konnte er, der Schuldige, von ihr noch Rechenschaft zu fordern haben! Nein, er hatte jegliches Unrecht auf sie preisgegeben und endgiltig verloren.

Aber lange hielt dieser Gedanke nicht stand. Der männliche Mut des Besitzwollens kam bald wieder über ihn. Die Vorstellung, Anna für immer zu verlieren, schmerzte ihn unendlich, und er sagte sich: wenn er das arme Weib in diesen Zustand der Verzweiflung gebracht, so konnte auch nur er allein es sein, der es zu sich zurückzuführen, ihr die Ruhe zu geben vermochte.

Dennoch ließ er dabei den Plan der Abreise nicht fallen; er hatte sich, zulieb dem Wunsche seiner Phantasie, zu tief in die Ueberzeugung hineingeredet, daß gerade diese kurze, aber regelrechte Trennung sie beide heilen und einander wieder näher bringen würde.

Aber er hatte auch keine Zeit zu verlieren: so rasch

wie gefaßt, sollte der Plan ausgeführt werden, und schon glaubte er, daß gerade der heutige Auftritt ihm vorbedeutungsvoll die Fäden in die Hand gegeben, um zur Tat zu schreiten. Zweifellos hatte er Anna mit seinen verdächtigen Worten aufs Empfindlichste beleidigt; wenn er ihr nun eben heute trotz allem in liebevoller Weise den Vorschlag zu einer Trennung machte, so mußte sie daraus ersehen, er habe sein Vertrauen wieder gefunden und jeden häßlichen Verdacht von sich geworfen.

Daß es zudem die höchste Zeit geworden, in einem zeitweiligen vollständigen Weiden Heilung zu suchen, hatte ihm der Vorfall ebenfalls deutlich genug bewiesen. Und er sagte sich: Das süße Gift, das uns einander entfremdet und krank gemacht, es muß uns auch gesund machen!

Den ganzen Vormittag strich Adalbert in der Wohnung umher, eine günstige Gelegenheit zu finden, um mit Anna zu sprechen. Es wollte ihm nicht gelingen. Er bemerkte bald, wie Anna ihn floh. So mußte er sich schließlich mit der Hoffnung begnügen, beim gemeinsamen Mittagsmahl mit ihr reden zu können. Das gelang ihm auch.

Schweigend hatten sie sich beide zu Tisch gesetzt. Hastig hatte Anna ein wenig gegessen, dann rollte sie ihr Mundtuch zusammen und schickte sich an zu gehen. In demselben Augenblick erhob sich Adalbert und redete sie milde an:

„Anna, liebste Anna, ich hätte dir noch etwas zu sagen. Ich bitte dich um deine- und meinerwillen, hör' mich an . . .“

Anna blieb nachdenklich stehen und schlug die Augen zu Boden; Adalbert ging auf sie zu, erfaßte ihre Rechte und fuhr fort:

„Komm', setz' dich neben mich; es ist ein ernstes Wort, das ich dir sagen will; doch soll es mir und dir unser verlorenes Glück wiederbringen . . .“

Sie ließ sich, immer noch niedergeschlagenen Auges, an der Hand führen und horchte in ergebener Ruhe auf die Worte Adalberts, der klopfenden Herzens sprach:

„Sieh, ich wollte dir mitteilen, es sei heute wohl auf lange Zeit das letzte Mal gewesen, daß wir zwei beide unter einem Dach waren. Ich habe es eingesehen, wie auch du, daß es nicht länger so zwischen uns bleiben darf. Ich weiß, du leidest tief, und ich — ich bin nicht imstand, dich von den Qualen zu befreien: das macht auch mir das Leben schwer und martert mich, so oft ich dies Haus, unser Haus und Heim betrete. Ich habe dich lieb, trotz allem, glaube mir, und mein Wunsch und Streben ist es, dich wieder glücklich zu sehen. Deshalb, Anna, deshalb möchte ich dich bitten, mich für zwei, drei Wochen frei zu geben. Ich weiß es wohl, in der seelischen Verfassung, in der du und ich, wir beide uns zur Zeit befinden, ist eine Versöhnung von Hand zu Hand zu schwer, und sie müßte zu einem Scheinwerk werden,

das in Bälde in sich zusammenbrechen würde. . . . Nun wir uns in der Nähe verloren haben, wird uns die Ferne wieder zusammenführen; sie allein kann uns gesund machen und unsere krankgewordene Liebe heilen. Glaub' mir nur, daß es zu deines und meines Herzens Gunsten geschieht, geschehen muß . . . Das Fieberfeuer wird sich alsdann ohne Schaden verzehren und uns beide reinigen. Laß uns nicht in müßigem Trotz darüber streiten, wer die Schuld zu tragen hat; ich glaube, sie liegt außer unserer Kraft. Laß uns stärker sein, als andere in solchem Falle waren, so wird auch unser Wiederfinden ein Fest der Wahrheit werden.“

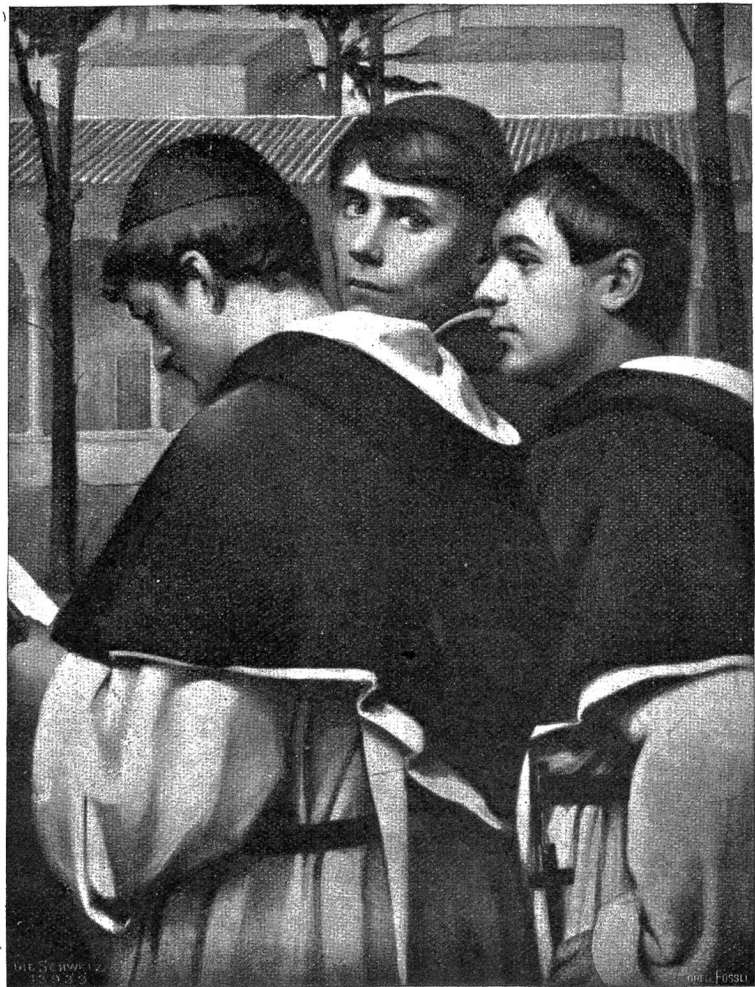
Anna hatte Adalbert, während er sprach, ihre Rechte gelassen; in starrer Ruhe hatte sie dageessen, den Blick ins Unbestimmte verloren. Noch blieb sie eine Weile ruhig, als wollte sie ihn weiter sprechen lassen; da er aber schwieg, sagte sie kalt und ohne sich zu rühren:

„Ist das alles, was du mir zu sagen hast?“

„Ja, es ist alles, und ich denke, es ist viel!“ antwortete Adalbert.

„Viel und doch nicht genug!“ begann Anna wieder mit tonloser Stimme. „Und alles andere soll sich wohl nach deiner Rückkehr von selbst finden? Ja! — Wenn es dann nur nicht zu spät ist,“ setzte sie mit bedeutungsvoller Langsamkeit hinzu.

„Zu einer Versöhnung ist es nie zu spät! Glaub'



Dominikanerbrüder. Nach dem Gemälde von Dittlie W. Koerberstein, Zürich-Frankfurt a. M.

mir, sie wird uns wie eine süße Frucht in den Schoß fallen, wenn wir ihr eine stille Reisezeit gewähren. Weißt du auch, wie der Sonnenschein heißt, der ihr am schönsten zugut kommt? Das Vertrauen! Das meinige zu dir ist unerschütterlich, und für die häßliche übernächliche Phantasie, die mich diesen Morgen besiel, bitt' ich dich um Verzeihung. Laß dir unsere Trennung ein Zeichen sein, wie fest ich auf dich baue . . . und vertraue auch wieder mir . . ."

"Ich will es noch einmal versuchen, Bert," sagte Anna nach einer Weile. "Habe ich die letzte Nacht überlebt und ertragen, so werde ich wohl auch die nächste

und übernächste überstehen. Dann wird es vielleicht ruhiger werden in mir, und, wills Gott, wird dein Wort wahr, und ich finde wieder das Vertrauen, ohne das ich nicht leben kann. . . ." Und während zwei große helle Tränen aus ihren vermeinten Augen perkten, setzte sie mit leis schluchzender Stimme hinzu:

"Für deine guten Worte dank' ich dir noch, sie haben mir wohl getan. Möge dir deine Reise zu Glück und Segen reichen!"

"Sie wird es, und nicht minder auch dir, ich zweifle nicht daran!" setzte Adalbert hinzu. (Fortsetzung folgt).

— ❧ — Babylon. — ❧ —

Von Victor Hardung, St. Gallen.

Nachdruck verboten.

Er saß auf einem goldenen Thron
Und war ein König in Babylon,
Hatte sieben milchweiße Elefanten im Stall,
Im Garten einen silbernen Wasserfall,
Im Harem blanke und braune Leiber,
Einen buckligen Narren als Zeitvertreiber,
Viele Räte für des Landes Wohl,
Für Steuern, Odalisten und Alkohol,
Einen Leibhenker auch mit biederem Bütteln,
Treue Untertanen, nicht umzurütteln,
Und Kammern, von Schätzen vollgepreßt,
Einen Hofstaat, vorn und hinten betreßt,
Erlesene Köche in weißer Seide —
Und dennoch war ihm die Welt zu Leide.
Ihm dienten die Besten, ihm dienten die Edeln;
Ein Wald von Sklaven mit Pfauenwedeln
Beschattete bang des Königs Ruh —
Den aber drückte der weichste Schuh,
Und seine überempfindsame Nase,
Die roch die Hefe in jedem Glase.
Keine Stunde dünkte ihn glücklich genug —
Sie ging — und ihre Klucht war Betrug,
Sie ging — er kommt sie nicht hemmen und halten,
Sie ging — und in ihres Mantels Falten
Trug ihm jede ein Stücklein Leben zur Ruh —
Stieß ihn näher und näher dem Ende zu.
Und über so grimmem Wechselspiel
Sah der König sich schon am letzten Ziel
Und brütete, salbte die bangen Glieder
Und proßte, prägte und wütete wieder,
Ließ seinen Leibarzt von Elefanten zertreten,
Die Bonzen in allen Tempeln beten,
Den Baal mit wunden Knien verehren —
Und kommt doch seinen Nerven nicht wehren.
Gab's Stunden einmal und rumorten sie nicht,
Dann umstrahlte den König der Gnade Licht;
Dann kommt er durch Küche und Keller streifen,
Dem kleinsten Zöflein die Backen kneifen
Und auch den schmutzigsten Winkelschenken
Mit dem Orden vom weißen Raben bedenken.
Was an so glücklichen Tagen der König geschwägt,
Ward nächstens in eherne Tafeln geägt
Und morgens, zum Wohl dem gemeinen Wesen,
Auf allen Märkten im Lande verlesen.
Und glaubte wer nicht an die hohe Sendung

Und die allerhöchst eingeborene Vollendung,
Den ließ er mit eisernen Eggen strahlen,
Ließ er rädern, hängen, vierteilen, pfählen —
Und saß auf einem goldenen Thron
Und war ein König in Babylon.

So ging eine Reihe von langen Tagen,
Und karger ward des Königs Behagen;
Kein Fasänenbüglein kommt er mehr faun,
Und die Trüffel wurden so schwer zu verdaun,
Und hatte seine Kehle am Abend gezecht;
War das morgens seiner galligen Leber nicht recht,
Und Gichter, Reußen und Zipperlein,
Die rüttelten an dem Königsgebein.
Zu trösten vermochte niemand nicht:
Kein Hofpoet mit geschlecktem Gedicht,
Keine Ballerina, nackt bis zum Kragen;
Längst lag der höckrige Hofnarr erschlagen
Von des Königs allerhöchsteigener Hand —
Die Blut für den Harem war ausgebrannt,
Und Foltern und Fragen blieben nicht neu —
Die Welt war wacklig, ohne Glauben und Treu.
Da fühlte der König sein nahes End
Und machte ein feierlich Testament:
Um Freiheit zu schaffen dieser Erden,
Müssen geköpft alle Sklaven werden;
Kein Mangel mehr dürfe herrschen im Lande,
Keine Not, kein Elend, kein Jammer, keine Schande;
Wer bettle und klage, der sei am Leibe
Zu strafen, daß nichts lebendig dran bleibe;
Wer schamlos in Lumpen komme geschnäuft,
Der sei im tiefsten Tümpel versäuft,
Und wer unruhig die Ordnung störe,
Aufrührerisch seine Nächsten betöre,
Daß sie vergessen für Hader und Streit
Das wahre Glück der Genügsamkeit,
Dem sei der Schreihals mit einem Pflöpfen
Von sieben Schuh fetter Erde zu stopfen.
So sorgte der König für seines Landes
Und für das Wohl seines hohen Standes
Und kehrte der schnöden Welt den Rücken,
Der Welt, die keinen König beglücken
Und Pöbel nur zu freuen vermag,
An einem gesegneten Maientag.
Er ward gebettet auf purpurne Bahre,
Und die Derwische raufsten sich heulend die Haare